

TauMond

Ein Märchen für Erwachsene

von

George MacDonald

aus dem Englischen übersetzt, bearbeitet und weitererzählt

von

Ulrich Taschow



mit 44 fantastischen Illustrationen

von John Anster Fitzgerald, Ulrich Taschow

u.a.

AVOX VERLAG



avox fantasia

1. Auflage 2016

© Avox Verlag Leipzig 2016

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

„TauMond“ aus dem Englischen übersetzt, frei bearbeitet, weitererzählt und herausgegeben von Ulrich Taschow, basierend auf dem Feenmärchen „Phantastes“ von George MacDonald

Coverbild: John Anster Fitzgerald

Illustrationen: John Anster Fitzgerald, Ulrich Taschow, Edward Burne-Jones, George Frederic Watts, John William Waterhouse, Adelaide Claxton, restauriert und bearbeitet von avox media

Umschlaggestaltung und Buchdesign: avox media, Ulrich Taschow

Satz und Layout: Avox Verlag

www.avox-verlag.de, info@avox-verlag.de

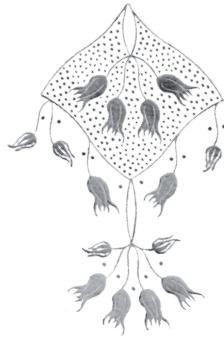
Printed in Germany 2016

ISBN: 978-3-9369-7918-3

*You don't love a soul ...
You are soul,
You chose a body.*

*Du liebst nicht eine Seele ...
Du bist eine Seele,
Du wähltest einen Körper.*

George MacDonald



Inhalt

Illustrationenverzeichnis	11
Prolog	13
Novalis: Das echte Märchen	17
I. Der Wunsch	19
II. Die Verwandlung	27
III. Feenblut	31
IV. Die unheimliche Begegnung	52
V. Die Rettung	61
VI. Das Marmorgrab	69
VII. Der rote Ritter	79
VIII. Das Rendezvous	84
IX. Am Rande des Feenwaldes	94
X. Der Schatten	110
XI. Das unschuldige Kind	117
XII. Der Strom	126
XIII. Der Feenpalast	135
XIV. Das Schneeglöckchen	146
XV. Das Lebensbuch	151
XVI. Die Dame im Spiegel	160
XVII. Die Beschwörung	170
XVIII. Die Erlösung	176

XIX. Erwachen	184
XX. Der Abstieg	201
XXI. Das Meer	210
XXII. Die Insel	219
XXIII. Die Entscheidung	238
XXIV. Die Geschichte beginnt	247
XXV. Die Vereinigung	253
XXVI. Der Tod	258
XXVII. Taumond	262
Epilog - Phantastes	271

Illustrationenverzeichnis



14 Illustrationen von John Anster Fitzgerald

Seiten: 25, 39, 47, 50, 54, 101, 123, 139, 149, 164, 180, 243, 275, Coverbild



26 Illustrationen von Ulrich Taschow

Seiten: 23, 27-28, 32, 37, 58-59, 62-63, 75, 78, 91, 114-115, 128-129, 133, 142-143, 172, 182, 186, 198, 202, 203, 205, 214-215, 220, 225, 250-251, 256-257, 266-267, Cover



1 Illustration von Edward Burne-Jones

Seite: Titelfeld



1 Illustration von George Frederic Watts

Seite: 268



1 Illustration von John William Waterhouse

Seite: 81



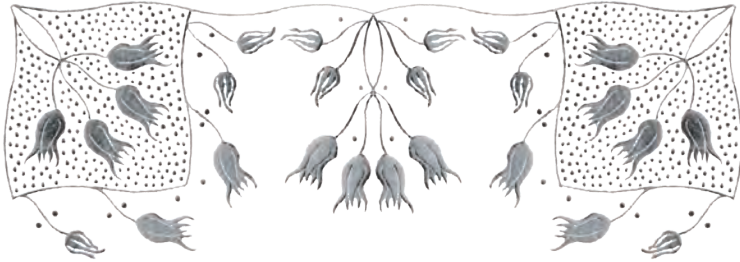
1 Illustration von Adelaide Claxton

Seite: 99



George MacDonald

Seiten: 277 (handschriftliche Widmung), Backcover (Portrait)



II. Die Verwandlung

„Wo ist der Strom?“ rief er mit Tränen in den Augen. „Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns?“ Er sah hinauf, und der blaue Strom floss leise über ihrem Haupte.

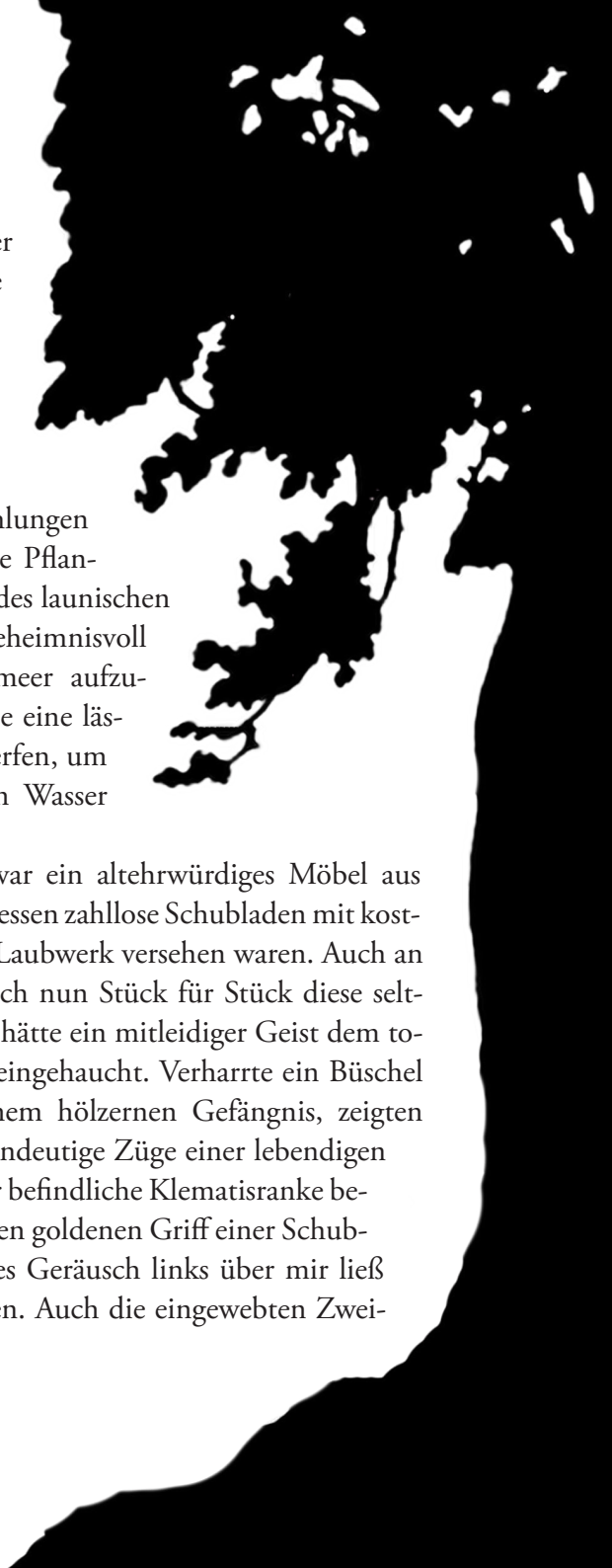
Novalis, Heinrich von Ofterdingen, Kap. 16.

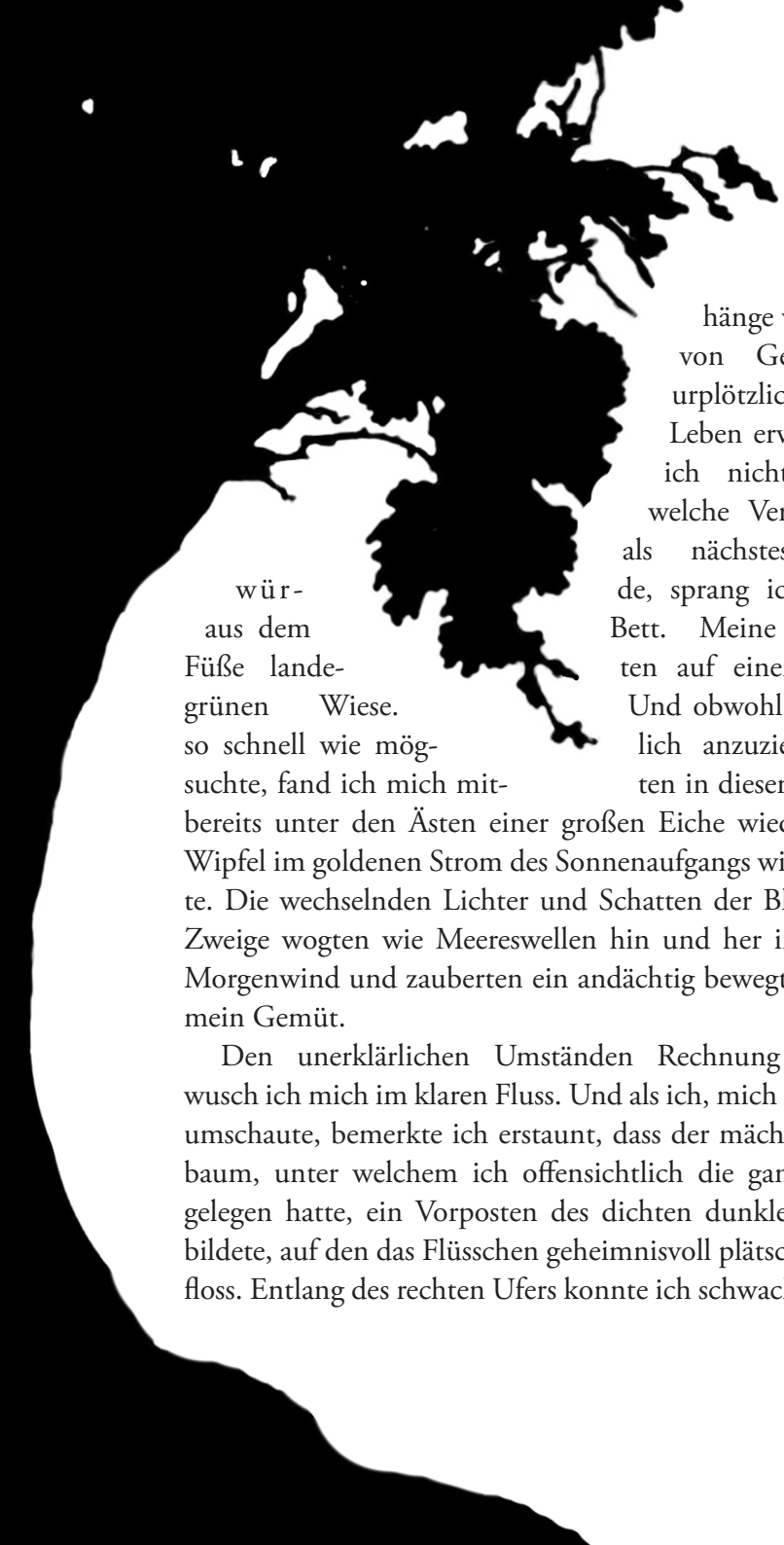
Während mir noch diese seltsamen Ereignisse durch den Kopf gingen, drang urplötzlich mitten in meinem Zimmer das Geräusch fließenden Wassers in mein Bewusstsein. Wieso nur hatte ich es vorher nicht wahrgenommen? Augenblicks fühlte ich mich wie jemand, dessen Geist von Zauberhand jäh erwacht, verwundert wahrnimmt, dass das raue Meer ihn seit Stunden bereits umtoste, der Sturm die ganze Nacht schon an seinem Fenster heulte. Von meinem Bett aus blickte ich fasziniert auf das grüne Marmorwaschbecken in der Zimmerecke, aus dem sich ähnlich einer überschäumenden Quelle völlig unerklärlich ein Strom klarsten Wassers über meinen Teppich ergoss und in dem weiten Raum nach einem Ausgang suchte. Und noch seltsamer: An der Stelle, wo der von mir selbst im Stile einer Frühlingswiese entworfene Teppich den Verlauf des



kleinen Baches begrenzte, schienen die eingewebten Muster, von einer zarten Brieze bewegt, wie echte Grashalme und Gänseblümchen, dem Lauf des Bächleins folgend, hin und her zu wogen. Da aber, wo sie bereits vom Wasser verschlungen waren, begannen sich die Pflanzen mit jeder Bewegung des launischen Flüsschens in einem geheimnisvoll fluoreszierenden Farbenmeer aufzulösen, ihre feste Form wie eine lästige Fessel von sich zu werfen, um sich mit dem fließenden Wasser glücklich zu vereinen.

Mein Toilettentisch war ein altherwürdiges Möbel aus schwarzem Eichenholz, dessen zahllose Schubladen mit kostbaren Schnitzereien von Laubwerk versehen waren. Auch an diesem Objekt vollzog sich nun Stück für Stück diese seltsame Metamorphose, als hätte ein mitleidiger Geist dem toten Holz frisches Leben eingehaucht. Verharrte ein Büschel Efeublätter noch in seinem hölzernen Gefängnis, zeigten die Weinblätter bereits eindeutige Züge einer lebendigen Pflanze. Und die dahinter befindliche Klematisranke begann sich kunstvoll um den goldenen Griff einer Schublade zu winden. Ein leises Geräusch links über mir ließ mich ängstlich aufschauen. Auch die eingewebten Zwei-





wür-
aus dem
Füße lande-
grünen Wiese.

so schnell wie mög-
suchte, fand ich mich mit-
bereits unter den Ästen einer großen Eiche wieder, deren
Wipfel im goldenen Strom des Sonnenaufgangs wild erglüh-
te. Die wechselnden Lichter und Schatten der Blätter und
Zweige wogten wie Meereswellen hin und her im kühlen
Morgenwind und zauberten ein andächtig bewegtes Bild in
mein Gemüt.

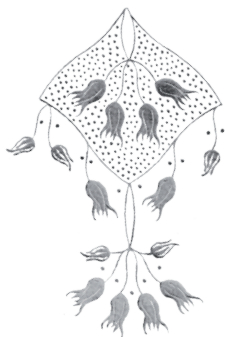
Den unerklärlichen Umständen Rechnung tragend,
wusch ich mich im klaren Fluss. Und als ich, mich erhebend,
umschaute, bemerkte ich erstaunt, dass der mächtige Eich-
baum, unter welchem ich offensichtlich die ganze Nacht
gelegen hatte, ein Vorposten des dichten dunklen Waldes
bildete, auf den das Flüsschen geheimnisvoll plätschernd zu-
floss. Entlang des rechten Ufers konnte ich schwache Spuren

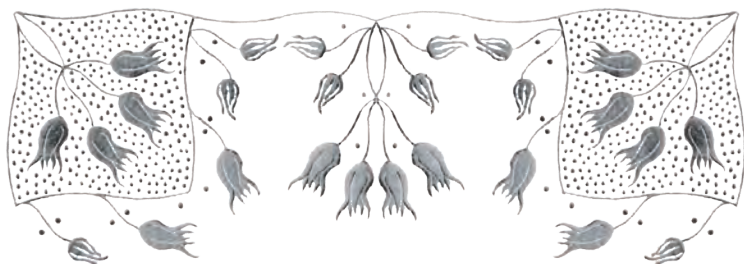
ge und
Blätter
meiner
Bettvor-
hänge waren wie
von Geisterhand
urplötzlich zum
Leben erwacht. Da
ich nicht wusste,
welche Veränderung
als nächstes folgen-
de, sprang ich eilends
Bett. Meine nackten
ten auf einer kühlen,
Und obwohl ich mich
lich anzuziehen ver-
ten in dieser Tätigkeit

eines Fußwegs erkennen, überwuchert hier und da von Gras, Moos und Pimpernellen.

„Dies“, dachte ich in einer plötzlichen Eingebung, „muss der Weg ins Feenland sein, den zu zeigen mir die geheimnisvolle Dame letzte Nacht versprochen hatte.“

Mit klopfendem Herzen voller Vorfreude durchschritt ich den kühlen Strom und folgte seinem Uferweg. Glückliche im Walde angekommen, wandte ich mich ohne ersichtlichen Grund gen Süden, obwohl ein vages Gefühl mir sagte, doch lieber dem verschlungenen Flusslauf zu folgen.





III. Feenblut

Die Bäume, die anfangs noch weit auseinander standen, rückten mit jedem meiner Schritte immer dichter und dichter zusammen, bis ihre dunklen Stämme wie ein gewaltiges Gitter gen Osten das Sonnenlicht auszusperren begannen. Immer dunkler und unheimlicher wurde es, als würde ich auf eine zweite Mitternacht zugehen. Doch inmitten dieses beklemmenden Zwiellichts sah ich aus seinen dunklen Tiefen erstaunt ein helles Mädchen auf mich zu kommen. Sie schien mich gar nicht zu bemerken, da ein bunter Wildblumenstrauß in den Händen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Kaum vermochte ich ihr gebeugtes Gesicht hinter den Blumen erkennen. Erst auf gleicher Höhe drehte sie sich unerwartet um, ging wie zufällig noch immer gesenkten Hauptes einige Schritte neben mir her und begann in einer Art Selbstgespräch mit leisem Ton sehr schnell vor sich hin zu reden. Doch merkte ich sofort, dass ihre Worte eigentlich an mich gerichtet waren. Gewiss hatte sie Angst, von irgendeinem versteckten Feind im Gespräch belauscht zu werden.



„Vertraue der Eiche“, flüsterte sie: „Vertraue der Eiche, der Ulme und der großen Buche. Hüte Dich jedoch vor der Birke. Sie ist zwar ehrlich, aber viel zu jung und daher wankelmütig. Und meide unbedingt Esche und Erle. Die Esche ist ein Menschenfresser. Du erkennst sie an ihren dicken Fingern. Die Erle aber wird Dich mit ihren Haaren ersticken, falls Du in ihre Nähe kommst.“

All diese merkwürdigen Worte wurden ohne Pause oder Veränderung des Tonfalls vorgetragen, was ein ganz besonderes Grauen in mir hervorrief.

Dann drehte sich das Mädchen abrupt um, und ging noch immer in der seltsamen Gangart in die entgegengesetzte Richtung. Obwohl mir gar mächtig gruselte, vermochte ich nicht einmal annähernd zu erahnen, was

das Mädchen meinte.

Ich verstand einfach nicht, wieso ich mich vor Bäumen fürchten sollte? Dennoch erfüllten ihre Worte mich mit großer Sorge.

Im Stillen hoffte ich allerdings, dass sie einfach nur verrückt sei. Und falls doch nicht, dann würde mir bestimmt noch genug Zeit bleiben, ihre Warnungen zu



beherzigen. Von ihrem bunten Blumenstrauß schloss ich, dass der Wald nicht überall so dicht sein konnte wie an dieser Stelle. Und tatsächlich lichtete sich das Gehölz schon nach etwa achthundert Metern und ich gelangte auf eine weite grasbewachsene Lichtung. Erst an diesem Ort wurde mir schlagartig bewusst, dass auf dem gesamten Weg bis zu dieser lichten Wiese völlige Stille geherrscht hatte. Kein Vogel sang, kein Insekt summte, kein Baum rauschte, nicht ein Lebewesen kreuzte seit der Begegnung mit dem Mädchen meinen Weg. Irgendwie schien die ganze Natur zu schlafen, doch spürte ich selbst in diesem tiefen Schlaf noch immer eine Art von Erwartung. Ja, mir kam der eigentümliche Gedanke, als versteckten die Bäume wissentlich irgendein Geheimnis vor mir, ganz so als wollten sie sagen: „Wir könnten, wenn wir nur wollten.“ Alles hatte etwas Übersinnliches, eine tiefere Bedeutung. Doch dann glaubte ich plötzlich die nüchterne Erklärung dafür gefunden zu haben. In irgendeinem alten Buch hatte ich gelesen, dass für Feen die Nacht der Tag und der Mond ihre Sonne sei. Also schliefen und träumten die Bäume gerade und mit ihnen die gesamte Feenwelt.

Doch halt, was ist, wenn die Nacht hereinbricht? Als Kind des Tages überfiel mich augenblicks ein verständliches Grausen. Oh weh, wie würde es mir ergehen unter den Kindern der Finsternis, die wachen, wenn Sterbliche träumen, die ihr Leben in jenen wundersamen Stunden genießen, welche bei Nacht wie Gespenster über die todesgleichen Leiber der schlafenden Männer, Frauen und Kinder fließen? Und während ich dies noch dachte, ergriff ein schauriges Bild plötzlich Besitz von mir: Wie ein Geist aus einer anderen kosmischen



Welt sah ich Millionen von Menschen unter mir, wie sie verstreut und vereinzelt unter dem gigantischen Druck der schweren Wellen der Nacht in ihren Betten lagen, niedergeworfen und gefangen von einer unerbittlichen dunklen Kraft zur Besinnungslosigkeit ertränkt, bis endlich die Ebbe kommen, und sich die Wellen in den Ozean der Dunkelheit zurückziehen würden. Mit aller mir möglichen Kraft schüttelte ich diesen schrecklichen Gedanken ab, der nicht der meine zu sein schien, und schritt weiter. Doch bald schon wurde mir wieder bang, auch wenn diesmal aus einem viel simpleren Grund. Seit dem Morgen hatte ich nichts gegessen. Mein Magen signalisierte mir überdeutlich, dass man auch im Feenland der menschlichen Nahrung nicht entbehren konnte. Wie aber, wenn es keine Nahrung hier zu finden gab?

Gegen Mittag glaubte ich endlich einen dünnen blauen Rauch zwischen den Stämmen der größeren Bäume zu erkennen. Und schon bald gelangte ich auf eine Lichtung, auf der eine seltsame, höchst altertümliche Hütte stand. Die Stämme vier gewaltiger Bäume bildeten ihre Ecken, während ihre mächtigen Äste sich wie riesige ineinander verflochtene grüne Wolken über der Hütte auftürmten. Der Sinn dieser weit in den Himmel ragenden Konstruktion wollte sich mir nicht erschließen. Auch fragte ich mich ernsthaft, ob es sich überhaupt um eine menschliche Behausung handelte? Wer schon sollte freiwillig in dieser Wildnis hausen? Mein Hunger siegte jedoch über meine Bedenken. Und so schritt ich auf das Haus zu. An der mir abgewandten Seite fand ich eine Frau, die neben dem Eingang gemächlich Gemüse zum Abendessen putzte. Dieser Anblick war anheimelnd und be-



ruhigend zugleich. Merkwürdiger Weise zeigte die Frau nicht die geringste Überraschung mich zu sehen, sondern fragte mich vielmehr leise, ganz so als würden wir uns kennen:

„Arian, hast Du meine Tochter gesehen?“

„Ich glaube, ja. Sie lief in die entgegengesetzte Richtung“, antwortete ich wahrheitsgetreu: „Kannst Du mir etwas zu essen zu geben? Ich bin so hungrig!“

„Mit Vergnügen“, entgegnete sie im gleichen Tonfall wie zuvor: „Doch sprich nicht noch einmal, bevor wir nicht im Haus sind. Denn die Esche beobachtet uns.“

Mich fröstelte bei diesen Worten und zügig folgte ich ihr in die Hütte. Erst in ihrem Innern erkannte ich, dass das Haus aus lauter Holzstämmen gebaut war. Das schlichte Mobiliar bestand aus ein paar grob behauenen Holzstühlen und einem Tisch, von dem man nicht einmal die Rinde vollständig entfernt hatte. Sobald sie die Tür geschlossen hatte, sah sie mich scharf an:

„Ohne Zweifel hast Du Feenblut in Dir!“

„Feenblut? Aber, wie kommst Du auf diesen Gedanken?“

„Niemals hättest Du so weit in den Feenwald vordringen können, wenn es nicht so wäre. Komm näher, zeig Dein Gesicht! Vielleicht kann ich irgendeine Spur davon entdecken. Ah, ich sehe es ...“

„Wie? Was siehst du?“

„Ach, mach Dir keine Sorgen. Ich kann mich auch irren.“

„Bitte, verrat es mir!“

„Nein, Arian!“

Dann sage mir wenigstens, wieso Du in diese Einöde lebst?“



„Weil ich ebenfalls Feenblut in mir trage. Uns Wesen mit Feenblut zieht es magisch an diesen Ort, ob wir wollen oder nicht.“

Jetzt war es an mir, sie scharf anzusehen. Trotz der Derbheit ihrer Züge glaubte ich etwas Ungewöhnliches an ihr zu erkennen. Man konnte es nicht Anmut nennen. Und dennoch stand ihr feiner Gesichtsausdruck in seltsamem Kontrast zu ihren bäuerlichen Zügen. Auch ihre Hände waren viel zu zart für eine Frau vom Lande.

„Ich würde krank werden und verderben“, fuhr sie fort, „könnte ich nicht wenigstens an der Grenze zum Feenland leben und ab und an von seinen köstlichen Speisen naschen. In Deinen begierigen Augen sehe ich dasselbe unstillbare Bedürfnis brennen, auch wenn Deine bisherige Erziehung Dich diese Sehnsucht bis dato vielleicht noch weniger hat spüren lassen.“

Augenblicks erinnerte ich mich der Worte der geheimnisvollen Dame im Arbeitszimmer meines Vaters über meine Urgroßmütter.

„Ja, siehst Du, das meinte ich, Arian“, sprach meine Gastgeberin, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Dann stellte sie etwas Brot und Milch vor mich hin und entschuldigte sich für die karge Kost. Nach dem Essen schien mir der passende Augenblick gekommen, etwas über die Esche zu erfahren, vor der mich auch schon ihre Tochter gewarnt hatte.

„Die Esche?, Nun ja ...“

Behutsam stand sie auf, strich sich gedankenverloren über ihr Kleid und schaute darauf gespannt aus dem kleinen Fenster. Ich folgte ihr. Erstaunt bemerkte ich über ihre Schulter hinweg hinten am Waldrand eine riesige alleinstehende



Esche, deren Laub seltsam bläulich schimmerte, als die Frau mich bereits mit einem Ausdruck tiefsten Entsetzens vom Fenster stieß, ein großes altes Buch ergriff, und damit hastig das kleine Fenster verschloss. Das nunmehrige Dämmerlicht verstärkte meine plötzlich aufwallende Angst um ein Vielfaches. Doch da hatte die Bäuerin bereits ihre Fassung wieder gewonnen:

„Hab keine Angst. In diese Hütte kann sie nicht herein. Und am Tag besteht normalerweise keine Gefahr, da die Esche zu dieser Zeit fest schläft. Doch momentan geht et-



was sehr Ungewöhnliches in den Wäldern vor sich. Seit den frühen Morgenstunden schon spüre ich es. Vielleicht steht irgendeine Feierlichkeit der Feen bevor, möglicherweise bereits in der Abendstunde. Die Bäume sind alle so unruhig. Denn wisse, obwohl sie tagsüber nicht aufwachen können, hören und sehen sie doch alles im Schlaf.“

Diese Vorstellung ließ mich erneut frösteln, denn ich vergegenwärtigte mir, wie ich noch vor wenigen Minuten nichtsahnend mitten zwischen diesen schlafenden Bäumen hindurch gelaufen war.

„Aber was ist denn so gefährlich an der Esche? Stimmt es, dass sie ein Menschenfresser ist?“

Statt einer Antwort schritt meine Gastgeberin erneut zum Fenster, schob das Buch einen Spalt weit beiseite und zischte:

„Im Westen zieht ein Unwetter herauf, das den Tag früher zur Nacht machen wird, als uns lieb ist. Denn je eher es dunkelt, desto eher erwacht die Esche. Oh weh, wie erregt alles schon ist ...“

„Aber woran erkennst Du denn diese Erregung? Mir fällt nichts Ungewöhnliches auf.“

„... nichts Ungewöhnliches auf? Abgesehen von dem unruhigen Zittern der Bäume, ist mein Hund todunglücklich. Augen und Ohren des weißen Kaninchens sind röter als sonst. Und es tollt herum, als erwarte es irgendein perveres Vergnügen. Ja, und wäre die Katze zu Hause, würde auch sie verrücktspielen. Denn die jungen Feen ziehen ihr mit Brombeerdornen die blanken Funken aus dem Schwanz. Meine Miezi weiß ganz genau, wann sie kommen. Und ich ebenfalls, wenn auch auf eine andere Art.“





In diesem Augenblick stürzte, wie gerufen, eine dicke rotbraune Katze durch ein Loch in der Tür, um kurz darauf an der gegenüberliegenden Wand wie im Nichts zu verschwinden.

„Da, siehst Du's! Wie ich's Dir gesagt habe“, sprach die Frau.

Mir wurde bei diesen Worten immer unheimlicher zumute. Schon dachte ich daran, den Rückweg anzutreten. Allein der lange, einsame Weg zurück zum Anwesen meiner Familie hielt mich davon ab.

„Aber was ist denn nun mit der Esche?“, fragte ich erneut mit zitternder Stimme. Wieder erhielt ich keine Antwort, da im selben Augenblick die junge Frau ins Haus trat, die mir am Morgen bereits begegnet war. Ein Lächeln zwischen den beiden Frauen signalisierte mir, dass es sich in der Tat um Mutter und Tochter handeln musste.



„Ich würde gern bis zum Abend bleiben und dann Richtung Osten aufbrechen, wenn Ihr es erlaubt?“, sprach ich mit einer Stimme, die nicht die Meinige zu sein schien. Denn ich war selbst erstaunt über meinen plötzlichen Mut.

„Du kannst tun und lassen, was Du willst. Doch würde ich Dir von Herzen raten, die Nacht bei uns zu verbringen. Denn es wäre völliger Wahnsinn, sich freiwillig den Gefahren des nächtlichen Waldes auszusetzen. Und außerdem, wo willst Du überhaupt hin, so mitten in der Nacht?“

„Ehrlich gesagt, weiß ich es selbst nicht so genau. Ich will nur alles sehen, was es hier zu sehen gibt. Und wenn, wie Du sagst, abends das Feenfest beginnt, ist der Sonnenuntergang die rechte Zeit zum Aufbruch.“

„Du bist ein kühner Junge, würdest Du auch nur im Entferntesten ahnen, was Du damit wagst, aber ein tollkühner, wenn Du es nicht weißt. Und im Übrigen, nimm es mir bitte nicht übel, scheinst Du nicht das Geringste vom Feenland und seinen abartigen Bräuchen zu wissen. Doch will ich Dich nicht von Deinem Vorhaben abhalten. Tu, was Dir beliebt. Du wirst schon Deine Gründe dafür haben. Nur hoffe ich für Dein Seelenheil, dass Du einen starken Beschützer an Deiner Seite hast.“

„Einen starken Beschützer?“, fragte ich verwundert.

Mutter und Tochter lachten auf meine Frage auf eine äußerst unangenehme Weise. Dieses Verhalten und auch die Worte der Mutter bestärkten mich nicht gerade in meinem zweifelsohne kühnen Vorhaben. Dennoch war meine Neugier noch immer stärker als meine Angst. Und so bat ich sie, nur um dieses unangenehme Gespräch endlich beenden zu können, um das alte Buch, das noch immer vor dem Fenster



stand. Die Frau brachte es mir tatsächlich, allerdings nicht ohne zuvor einen vorsichtigen Blick auf den Wald zu werfen und kurz darauf hastig einen weißen, leicht durchsichtigen Vorhang vor das unheimliche Fenster zu ziehen.

Neugierig setzte mich an den Tisch, legte den großen alten Folianten vor mich hin und begann darin zu blättern. Erstaunt entdeckte ich, dass er viele wunderbare Geschichten vom Feenland, von uralten Zeiten, ja sogar von König Artus' Tafelrunde enthielt. Gebannt folgte ich der Geschichte dieses tapferen Ritters und seiner getreuen Gefährten bis in den späten Nachmittag hinein. Die Schatten des Waldes begannen bereits bedrohlich die lichte Wiese zu verdunkeln. Wie finstere Gestalten schienen sie sich langsam an das Haus heranzuschleichen, in dem ich noch immer klopfenden Herzens den Abenteuern des Ritters Parzival folgte. Endlich kam ich zu dem Abschnitt, da Sir Galahad und Sir Parzival sich auf ihrer langen Suche nach dem Heiligen Gral in den Tiefen eines großen Waldes wiedertrafen:

Sir Galahad trug eine Rüstung aus reinstem Silber, klar und glänzend. Eine Freude ward's, ihn anzusehen. Denn obwohl schon lange nicht mehr gesäubert und poliert, erstrahlte die Rüstung noch immer wie der helle Mond. Auch sein große weiße Stute leuchtete gar prächtig, ihr schwarzer Sattel und Tuch über und über mit silbernen Lilien bedeckt. Sir Parzival aber ritt ein rotes Pferd, gelbbraun die Mähne und weit der Schweif. Überall klebten Schmutz und Erde. Seine rostige Rüstung ward gar wunderlich anzusehen. Keine Kunst der Welt vermocht ihr neuen Glanz zu geben. Und so



kam es, dass, als die Sonne plötzlich messerscharf hinter den kahlen Stämmen der Bäume hervorbrach, der eine Ritter im herrlichsten Silberglanz erstrahlte, der andere jedoch rot wie das heiße Feuer erglühte.

Davor ward nun aber Folgendes geschehen: Nach Parzivals Flucht vor der Teufelsdame, bei der ihm das Kreuz auf dem Griff seines Schwertes gegen das Herze schlug, und er sich selbst dabei in den Oberschenkel stach, gelangte er in einen dunklen Wald. Und noch während er dort sein Unglück beklagte, begegnete ihm die Jungfrau Erle, gar lieblich anzuschauen. Und wie sie ihn mit falschen Worten und verstellter Miene tröstend umgarnte, da ...

An dieser Stelle ließ mich ein leiser Schrei meiner Gastgeberin aufschrecken:

„Schau nur, da! Sieh nur seine grässlichen Finger!“, flüsterte sie.

Seltsam. Wie eben noch in dem Buch gelesen, brach urplötzlich die untergehende Sonne strahlend hinter den kahlen Stämmen der Bäume hervor. Und ein Schatten, wie von einer großen missgestalteten Hand glitt langsam unter dem weißen Vorhang über das raue Fensterbrett, tastete kurz wie blind durch den Raum, als suche er irgendetwas, um sich dann kurz darauf ebenso langsam wieder zurückzuziehen.

„Oh weh, sie ist fast wach, Mutter, und heute gieriger als je zuvor ...“

„Pst! Sei still, mein Kind! Mach sie nicht noch böser auf uns, als sie ohnehin schon ist. Und wie schnell kann es passieren, dass wir nach Einbruch der Dunkelheit vor ihr in den finsternen Wald fliehen müssen. Und dann Gnade uns Gott ...“



„Aber Ihr seid doch mitten im Wald“, bemerkte ich verwundert: „Ist dieses Haus nicht sicher? Müssen wir vor der Esche fliehen?“

„Keine Sorge. Die Esche wagt sich nur soweit heran, wie Du eben gesehen hast – normalerweise zumindest“, flüsterte sie leise: „Denn täte sie mir oder meiner Tochter hier irgendetwas zuleide, würden sie die vier Eichen an den Ecken unserer Hütte augenblicks in Stücke reißen. Diese Bäume sind nämlich unsere Verbündeten. Nur deshalb steht die Esche da, macht von Weitem schreckliche Grimassen, wenn wir nach ihr schauen, und streckt ihre langen Arme nach uns aus. Damit versucht sie uns zu Tode zu erschrecken. Das ist ihre Lieblingsmethode, um ihre Opfer zur Strecke zu bringen. Bete nur, dass Du ihr heute Nacht nicht in die Arme läufst!“

„Aber werde ich denn die Esche überhaupt sehen können, wenn sie mir begegnet?“, fragte ich verunsichert.

„Das könnte ich Dir nur sagen, wenn ich wüsste, wie viel Feennatur Du in Dir trägst. Immerhin vermochtest Du im Hellen ihre Finger zu sehen. Schon bald, wenn es völlig dunkel ist, werden wir einen weiteren Hinweis auf Deine Feennatur erhalten. Wart ab, ob Du die Feen in meinem kleinen Blumengarten zu sehen vermagst.“

„Sind denn die Blumen Feen?“, fragte ich erstaunt.

„Ja, ja. Sie gehören, wie auch die Bäume, alle derselben Familie an und teilen mit ihnen die Lust an derben Späßen und Streichen.“

„Aber wenn sie Euch ärgern, warum habt Ihr sie dann im Garten?“



„Uns ärgern sie nicht. Im Gegenteil haben wir viel Spaß mit ihnen. Manchmal führen sie aus dem Stegreif ganze Theaterstücke auf. Etwas Köstlicheres und Unterhaltsameres habe ich noch nie gesehen. Absonderlich ist nur, dass die Gartenfeen selbst über die traurigsten Dinge zu lachen vermögen. Die Wald- und Wiesenfeen dagegen sind von gänzlich anderer Natur. Doch das wirst Du schon bald selbst erleben.“

„Sind die Blumen Feen oder leben die Feen nur in den Blumen?“

„Das kann ich Dir beim besten Willen nicht sagen, da es etwas gibt, das auch ich nicht verstehe. Manchmal verschwinden die Blumen vollständig vor meinen Augen, obwohl irgendetwas in mir sagt, dass sie noch immer in meiner Nähe sind. Doch sieh Dich nur vor ihren Launen vor, denn sie haben so viele verschiedene Gemütszustände wie die Bäume Blätter tragen. Allein innerhalb einer halben Minute können ihre kleinen Gesichter bereits mehr als zwanzig verschiedene Mienen aufsetzen. Und obwohl ich gern und häufig ihrem lustigen, bunten Treiben zuschaue, ist es mir doch noch nie gelungen, eine der Feen persönlich kennen zu lernen. Spreche ich eine an, schaut sie mir kurz ins Gesicht mit einem Blick, als wäre ich Luft, lacht kurz hell auf und rennt davon.“

An der Stelle unterbrach die Frau ihre Rede, als besinne sie sich plötzlich auf irgendetwas. Dann flüsterte sie leise: „Schnell, Tochter, beobachte, wohin die Esche geht.“

Diese Worte verwunderten mich, da ich bis dato nicht wusste, dass Bäume ihren Standort zu ändern vermögen. Das



Mädchen schlich sich aus dem Haus, der Esche hinterher.

Unterdessen setzten wir das Gespräch über die Feen noch eine Weile fort. Und mit stetig wachsender Verwunderung bemerkte ich, was für interessante Dinge sie von ihnen zu berichten wusste, und in welcher wunderbaren Sprache sie dies tat. Der Umgang mit den Feen schien mir ein hervorragendes Mittel, mein Wissen über die Welt zu erweitern und dumme menschliche Vorurteile hinwegzufegen.

Es dauerte nicht lange, da kam die Tochter bereits mit der Nachricht zurück, dass die Esche in südwestliche Richtung aufgebrochen sei, sie diese aber im Dunkel des Waldes aus den Augen verloren habe.

„Da Du Deinen Weg weiter nach Osten fortsetzen willst, besteht keine Gefahr für Dich“, sprach meine Gastgeberin: „... das heißt, aber nur wenn Du so schnell wie möglich aufbrichst, da die Esche natürlich jederzeit zurückkommen kann.“

Ich erschrak zutiefst bei dieser Bemerkung, da ich mich in der Gesellschaft der beiden Frauen gerade wohl zu fühlen begann. Auch grauste mir nicht wenig bei der Vorstellung, in einigen Minuten bereits mutterseelenallein durch den dunklen Wald laufen zu müssen. Angespannt schaute ich deshalb aus dem kleinen Fenster. Seltsamer Weise stand die Esche, zumindest für meine Augen, unverändert an ihrem Platz. Jedoch beruhigte ich mich damit, dass Mutter und Tochter es wohl besser wissen mussten:

„Die Esche hat ihre Behausung verlassen. Ihr Körper steht nun tot und leer“, erklärte die Tochter meine Gedanken.



Dies war das Stichwort, mich auf den Abschied vorzubereiten. Als ich meine Geldbörse öffnete, um meine Gastgeberinnen für ihre Dienste zu belohnen, war diese zum meinem Entsetzen leer. Doch die Mutter lächelte verständnisvoll:

„Mach Dir keine Sorgen. Mit Geld kannst Du im Feenreich überhaupt nichts anfangen. Bereits beim Betreten dieses Gebietes löst es sich in Luft auf. Solltest Du aber jemals im Menschenreich mit einer Fee zusammentreffen, dann biete ihr niemals Geld an. Im günstigsten Falle denkt sie, dass Du ein schelmisches Spiel mit ihr treiben willst, was aber das Privileg der Feen uns gegenüber ist. Im schlimmsten Fall aber glaubt sie, Du wolltest sie beleidigen.“

Mit diesen Worten ging meine Wirtin in den kleinen Garten, der nur wenige Schritte vor dem Haus an einem Hügel in Richtung des Waldes lag. Ich folgte ihr. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich das bunte Treiben mit eigenen Augen erblickte. Das letzte Zwielflicht des Tages vermischt mit den weißen Strahlen des gerade aufgehenden Mondes hatten den Garten in ein geheimnisvolles Licht getaucht. Wiesen und Beete erschienen wie ein einziger Karneval, angefüllt mit einer unübersehbaren Schar winziger, festlich geschmückter Wesen, die in Paaren, Gruppen oder gar in ganzen Prozessionen würdig daher schritten, wild herumsprangen oder aber einfach nur ziellos auf und ab schlenderten. Einige blickten aus Kelchen und Glocken hoher Blumen wie von kühnen Balkonen herab auf das bunte Treiben, gerade noch platzend vor Lachen, dann wieder todernt wie finstere Eulen dreinblickend. Aber selbst in ihrem tiefsten Ernst schienen sie nur auf den Ausbruch des nächsten Lachkonzerts zu warten. Die





Verwegensten unter ihnen kreuzten kühn auf einem kleinen morastigen Bächlein in schwankenden Booten, die sie aus den vertrockneten Blättern des Vorjahres gefertigt hatten. Sank einer dieser Kähne, schwammen sie lachend an Land und holten sich neue. Am Haltbarsten schienen die Boote aus frischen Rosenblütenblättern. Doch beklagte sich die Fee des Rosenstrauchs bitter über diesen Diebstahl.

„Ach, was. Hab Dich nicht so, Rosa. Hast Du nicht Kleider genug“, lachte ihr ein Vergissmeinnicht frech ins Gesicht.

„Was geht Dich das an, Du impertinentes Wesen. Wehe, Du vergreifst Dich an meinem Eigentum!“

„Fang mich doch“, rief eine dritte Blume und rannte mit einem besonders großen Blütenblatt auf und davon. Die Rosenfee in heiliger Wut sprang ihr nach, schleuderte den Dieb in vollem Lauf durch die Lüfte und setzt sich das gestohlene



Rosenblatt erneut auf ihr Haupt. Ich staunte nicht wenig, was für eine unglaubliche Schönheit diese Fee war mit ihrem herrlich wildroten Haar und ihren zornsprühenden Augen. In der Zwischenzeit hatten ihr andere jedoch weitere Blütenblätter gestohlen, so dass sich das kleine Wesen schließlich hinsetzte und bitterlich zu weinen anfang. Als ich sie zu trösten versuchte, entfachte sie voller Wut einen wilden Rosenblütensturm gegen mich, der wie Schneeflocken auf die versammelte Gesellschaft hinabfiel, weinte erneut dicke Tränen und schnappte sich schlussendlich das schönste Blütenblätterboot, um damit lachend das kleine Bächlein hinabzuschießen.

Doch vor allen anderen fesselte eine Gruppe von Feen meine Aufmerksamkeit, die offensichtlich um ein sterbendes Maiglöckchen herumstanden und ein seltsames Liedlein sang:

*„Schwester Schneeglöckchen starb,
noch bevor wir geboren.
Sie kam wie eine Braut, die zu früh verdarb,
an einem schneebedeckten Morgen.*

*Doch was ist überhaupt eine Braut?
Und was ist Schnee?
Noch nie geschaut,
Kälte tut weh.*

*Wer hat nur Deine Tage gezählt,
armes kleines Maiglöckchen zum Tode Dich erwählt?
Oh weh, ich kann nicht ohne Dich sein,
Du süße Fee, Du Liebste mein.*



*Doch fürchte Dich nicht,
siehst Du uns auch nicht,
wirst Du doch wie Schneeglöckchen einst wiederkommen,
liebe Schlüsselblume, in Frühlingswonnen.*

*Ja, ja, sie wird wiederkommen mit der Zeit.
Wenn auch nicht morgen oder heut.
Sie legte sich nur zum Schlafen hin.
Bis zum neuen Jahr heißt es warten,
Das ist nicht in unserm Sinn,
uns allein zu lassen in diesem weiten Garten.*

*Schlüsselblume, unsere Freude ist hin
Aus dem Auge, doch nicht aus dem Sinn.*

*Oh, Du böse Tasche,
wie trostlos hängt Dein Kopf.
Sie hat es verdient, die alte Flasche,
der arme Tropf.*

*Drum fort mit ihr
Nun schauke allein.
Niemand lacht dort mit ihr.
Nicht einer, nein.*

*Ach, lasst uns klagen
und sie begraben.
Liebes Maiglöckchen ist fort,
an einem andern Ort.
Hier noch ein Blatt für ihre Hülle,
dass ihr Schicksal sich erfülle.*



*Nun gute Nacht,
es ist vollbracht.*

*Hinab ins Erdreich, arme Kreatur!
Der Winter mag kommen,
doch darüber lachst Du nur.
Denn Du bist ihm entronnen.*

*Begraben ist Dein armer Leib,
doch Deine Schönheit bleibt!*

*Trauer macht die Augen nass,
nun aber kommt der Spaß.“*



Mit diesen letzten Worten hatte die Gesellschaft das arme Maiglöckchen schluchzend unter einem Baum in eine tiefe Grube hinabgesenkt. Und als die letzte Erdkrume ihren welken Leib bedeckte, stürzten alle bereits wieder mit wildem Lachen von dannen.

In diesem Moment hörte ich ein leises melancholisches Miauen direkt neben mir und erblickte erstaunt die dicke Katze meiner Gastgeberin:

„Ja, miau. Sie sind schon ein wenig grob, die Blumenfeen. Leben einfach zu kurz, so dass es ihnen an der rechten Erziehung mangelt.“

Offensichtlich schaute ich aufgrund der Beerdigung der armen Schlüsselblumenfee recht traurig drein, denn unvermittelt spürte ich eine warme, weiche Katzenpfote auf meiner Hand:

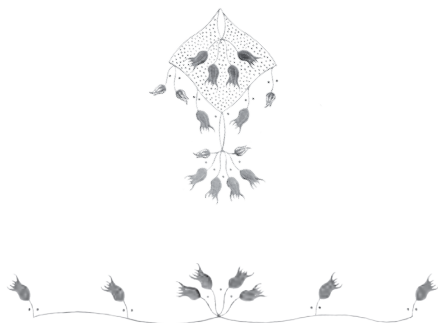
„Ach, Du Tor. Sie ruht sich doch nur aus.

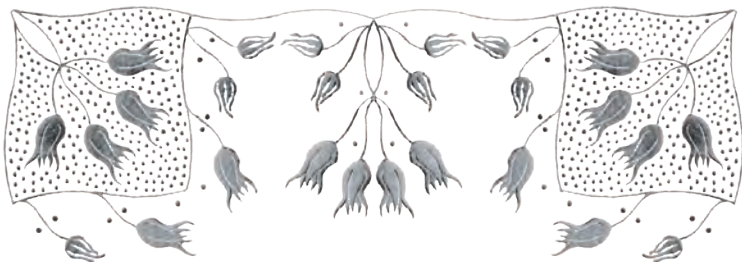
Siehst Du sie nicht, dort oben über dem Haus?

Da zwischen den Zweigen kannst Du sie funkeln sehen.

Ihre Äugelein leuchten wie Tausendschön.“

Gerührt folgte ich dem Blick der Katze und erblickte in der Tat ein seltsames grün-orange-blaues Lichtermeer tausender kleiner Punkte, die wie kleine Schiffelein sanft in den schlanken Zweigen schaukelten.





IV. Die unheimliche Begegnung

Doch während ich dieses herrliche Lichterspiel bewunderte, sah ich meine Gastgeberin auf mich zukommen. Doch eigentlich sah ich sie nicht, sondern hatte vielmehr das völlig abwegige Gefühl, ein kühler Windhauch wehe direkt durch meinen Körper hindurch, der mir seltsam eindringlich die Anwesenheit dieser Frau vergegenwärtigte. Und unmittelbar darauf stand sie bereits eine Handbreit vor mir.

„Erschrick nicht. Dies war nur eine Probe und Du hast Sie bestanden.“

„... bestanden!“, setzte ihre Katze bekräftigend nach.

„Deine Feennatur ist stark, sehr stark, denn Du konntest alles hören, sehen und fühlen, sogar den lichten Feenkörper.“

„Mmmiau ..., sogar den lichten Feenkörper“, bekräftigte erneut die Miezekatze.

„Doch bedenke, Du bist ein Mensch, so dass Deine Feenkräfte eher eine Gefahr für Dich sind. Nun geh, schnell, bevor die Esche zurückkommt. Und dreh Dich ja nicht um, bis der Wald Dich umfängt!“



Mit diesen Worten umarmte sie mich mütterlich. Ihre Tochter hingegen warf mir einen heißen Abschiedsblick zu, der mehr versprach, wenn ich denn geblieben wäre.

So schritt ich mit gemischten Gefühlen durch den kleinen Garten dem dunklen Wald entgegen. Noch immer zeigten sich am Wegesrand vereinzelte Gartenblumen, die erst von dem allmählich immer dichter werdenden Buschwerk verdrängt wurden. Einzig ein paar blendend weiße Lilien leuchteten mir bis zum Wald hin noch immer den Weg. Als ich eintrat, war es bereits völlig dunkel. Die Kronen der Bäume schlossen sich wie ein Dach über mir. Und dennoch zeigten sich aller Orten nunmehr Taubnesseln, Fingerhut, Bärlauch, Elfenblumen und etliche weitere Waldblumen, deren Namen ich nicht einmal kannte. Eigentlich sah ich nicht deren Körper, sondern vielmehr nur ein sanftes Licht. Die Blumen leuchteten aus sich heraus und ich hatte das seltsame Gefühl, als projizierten sie ihre Formen und Farben in feinsten Details direkt in meine Augen. Denn immer wenn ich meinen Blick abwandte oder auch nur aus dem Augenwinkel schaute, verschwanden die Blumen im Dunkel der Nacht.

Ab und an entdeckte ich auch seltsame kleine Gestalten, die mir aus Blütenkelchen oder hinter Stengeln entgegen schauten, um sich im selben Augenblick schon wieder ins Dunkel zurückzuziehen. Auch sie waren ganz offensichtlich alle aus Licht. Einige erinnerten mich an Gnome und Kobolde, wie ich sie auf Gemälden von John Anster Fitzgerald öfters gesehen hatte. Ihre große Scheu stand in stärkstem Kontrast zur Unbefangenheit und Offenheit der Gartenfeen. Als ich unbedacht eine Schlingpflanze zur Seite schob,



schossen plötzlich längliche Wesen mit großen Köpfen und bizarren Grimassen wie kleine Springteufel auf mich zu. Und ein Schauer eiskalter Wassertropfchen ergoss sich über mein Haupt. Im selben Moment zischelte es hämisch aus dem Unterholz:

„Schaut ihn Euch an! Schaut ihn Euch an, den Narren! Er hat eine Geschichte begonnen ohne Anfang, hi, hi, hi. Und niemals wird sie ein Ende finden, hi, hi, hi ...!“

Ich erschrak heftig bei diesen Worten, obwohl oder besser gerade weil ich sie nicht verstand. Doch lenkte ein seltsames Geräusch schon bald meine Gedanken in eine andere Richtung. Aufmerksam lauschte ich. Die Klänge kamen weit aus der Ferne. Dennoch konnte ich mehr oder weniger deutlich



ein Gewirr unterschiedlichster Stimmen, Wellen zartester Klänge unterscheiden, ab und an durchbrochen von hellem Lachen und Jauchzen. Natürlich, das musste das Feenfest sein, von dem meine Gastgeberin gesprochen hatte. Voller Vorfreude schritt ich der Quelle dieser Geräusche entgegen. Doch es war seltsam. Schon nach wenigen Minuten wurden die Stimmen mit jedem meiner Schritte immer leiser. Sollte ich in die falsche Richtung gelaufen sein? Erneut lauschte ich. Nein, es gab keinen Zweifel. Der Ort der Festlichkeiten lag genau vor mir. Mit neuem Mut schritt ich vorwärts, doch abermals wiederholte sich das Ganze. Ich vermutete, dass eine Art Schutzbann um jenen Ort meiner Sehnsüchte lag, der jeden ungebetenen Eindringling auf magische Weise von seinem Ziel weg in die Irre führte. Notgedrungen gab ich mein Vorhaben auf.

Wie als Antwort veränderte sich die Szenerie bereits nach wenigen Metern. Die zahlreichen Lichterscheinungen, die zuvor jeden meiner Schritte begleitet hatten, wurden immer seltener. Die Festgeräusche verstummten vollends. Nur in den dunklen Ecken zwischen den moosigen Wurzeln der Bäume und in den kleinen Grasbüscheln webten noch immer winzige Glühwürmchen ein Netz aus grünem Licht. Erstaunt erkannte ich ihre wahren Formen als kleine Feen in Engelsgestalt. Mein Geist war unglaublich wach wie ein hochgespannter Bogen. Schon der kleinste äußere Eindruck löste ein Feuerwerk der Gefühle und Erinnerungen in mir aus. Fast schien es mir, als hätte sich das Schauspiel des Waldes auf unerklärliche Weise in mein Inneres verlagert. Und ich begann vage zu ahnen, dass bereits seit einiger Zeit eine



Art zweiter Wahrnehmung meine Welt völlig verändert hatte. Denn ich vermochte viele Dinge wie zum Beispiel ein Glühwürmchen in zweierlei Gestalt zu sehen, einmal als Würmchen und dann in seiner zarten Engelsgestalt aus Licht. Ein kleiner Wald von wilden Hyazinthen verschmolz auf geheimnisvollste Weise mit den zartesten Zauberwesen, deren Lichtkörper wie feines Spinnenhaar erstrahlte. Nicht mehr konnte ich auseinanderhalten, wer mit wem verbunden war? Wie ehrfürchtige Priester des Waldes schienen mir die Hyazinthen mit ihren hängenden Köpfchen, hin und her schwankend zu einem unhörbaren Lied. Und überall zeigte sich dieses irrwitzige Doppelleben. Dabei schien es mir von Anfang an, als würden all die Gestalten erst in dem Augenblick sichtbar oder in die Formen des Waldes verwandelt, da ich meinen Blick auf sie richtete. Alles andere um mich herum verschwamm zusehends in einem undefinierbaren Einerlei. Krampfhaft versuchte ich die Erscheinungen mit meinen Augen festzubannen. Doch es gelang mir nicht. In dem Moment, da ich einen Zwang auf sie ausübte, verzauberte die Phantasie sie augenblicks zu etwas völlig anderem. Eben noch Busch, ein Baum oder ein Felsen, kurz darauf schon eine kriechende Gestalt, eine plätschernde Quelle oder gar eine ganze Schar tanzender Hirschkäfer. Und trotz dieser ständigen Bewegungen erschien mir der Wald zunehmend toter und lebloser.

Schon bald ergriff mich ein dumpfes Gefühl des Unbehagens, nur ab und an durch scheinbare Erleichterungen unterbrochen, wurde es immer stärker, als wandle ein böser Geist neben mir, der sich mal näher mal weiter von mir ent-



fernte. Dieses Gefühl verstärkte sich derart, dass alle meine Freude an den verschiedenen Darbietungen des Feenwaldes erstarb und ich schließlich gänzlich von einer völlig unerklärlichen Furcht erfüllt war. Endlich kam mir ein schrecklicher Gedanke: ‚Konnte es sein, dass die Esche bereits nach mir suchte oder auch durch Zufall während ihrer nächtlichen Streifzüge meine Pfade kreuzte?‘ Dann aber tröstete ich mich mit der Erinnerung, dass sie ja in eine gänzlich andere Richtung aufgebrochen war, die sie immer weiter fort von mir führte. Mit diesem und ähnlichen Gedanken kämpfte ich gezielt gegen meine ausufernde Furcht, so dass ich noch eine Stunde oder mehr meinen Weg fortzusetzen vermochte. Denn ich wusste, wenn ich auch nur einen Moment nachgäbe, würde ich vor Entsetzen sterben. Was ich allerdings konkret fürchtete, konnte ich nicht sagen. Weder kannte ich das Wesen meines Feindes, noch wusste ich mich vor ihm zu schützen. Ja, mir war noch nicht einmal klar, woran ich seine Annäherung erkannte. Sollte es wirklich die Esche sein, die mich verfolgte, so hatten mich meine Gastgeberinnen leider völlig über ihre Absichten im Unklaren gelassen.

Zu meiner Not begann sich im Westen nun auch noch eine mächtige Wolkenbank vor den Mond zu schieben, dass ich nicht mal mehr die eigene Hand vor meinen Augen zu sehen vermochte. So lief ich nur auf gut Glück in das tiefe Dunkel, da ich nicht stehen zu bleiben wagte. Als endlich nach mir endlos vorkommenden, bangen Minuten der Mond wieder hervortrat, fand ich mich auf einem runden, grasbedeckten Platz ähnlich einer Bühne wieder. Und im selben Moment standen mir vor blankem Entsetzen die

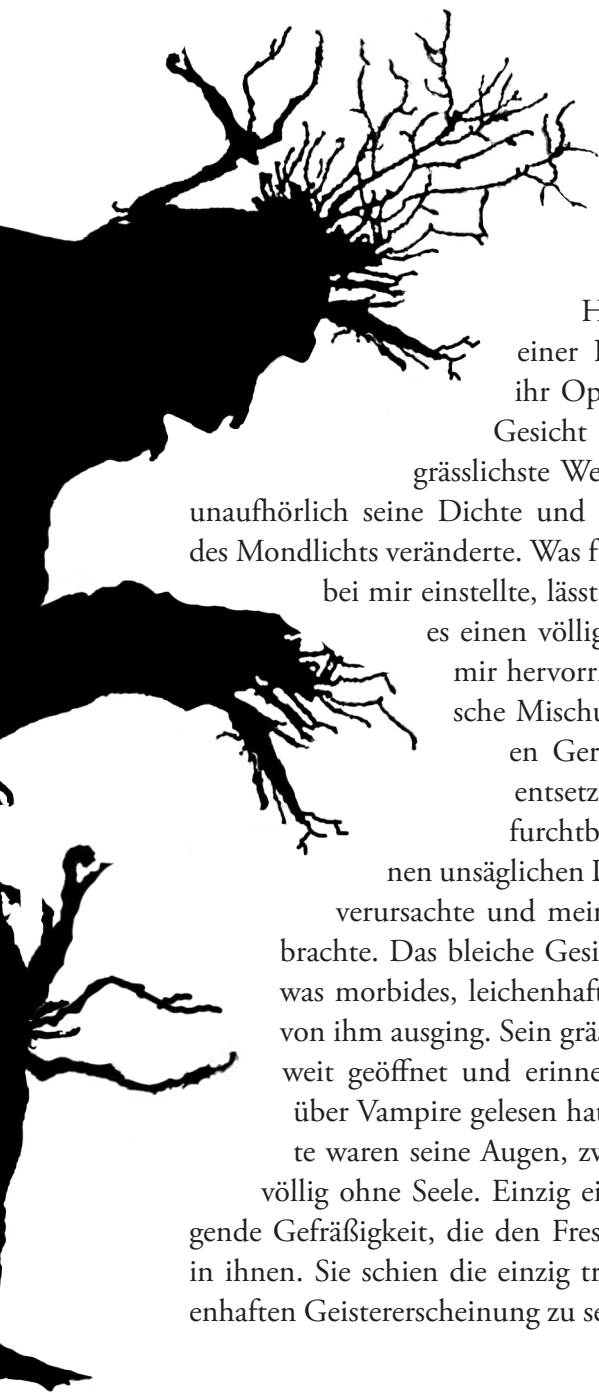


Haare zu Berge: Denn der riesige Schatten einer grässlichen Hand mit knorrigen Gelenken und Auswüchsen begann bedrohlich über diese Wiese zu kriechen und kurz vor meinem Schatten zu verharren. Wie im Wahnsinn riss ich meinen Kopf nach oben, wo die grässliche Gestalt zwischen Mond und Wiese eigentlich stehen müsste. Doch da war nichts.

„Zeig Dich endlich, Du widerliches Monster!“, schrie ich meine maßlose Angst hinaus.

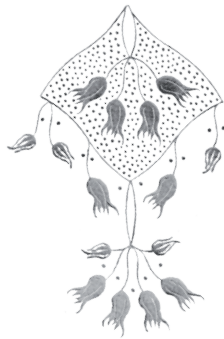
Wie als Antwort begann der Schatten sich erneut zu bewegen. Seine Finger schlossen und pressten sich zusammen wie die Klauen einer wilden Bestie, getrieben von der blinden Gier nach einer lang ersehnten Beute. Aus einem inneren Instinkt heraus schritt ich mutig in die Mitte des Kreises, warf mich mit einem unendlichen Schauer rücklings auf den Boden, so dass die Schattenhand des Unholds genau meinen Kopf umschloss, und richtete meinen Blick gegen den Mond. Guter Gott! Wie ein Dolchstich durchraste der grässliche Anblick mein Gehirn. Mein Blut erstarrte vor lauter Angst. Wie gelähmt lag ich da, unfähig ein Glied zu bewegen. Hoch über mir aufragend, erblickte ich die seltsamste Gestalt, die man sich nur denken kann. Verschwommen, schattenhaft, fast durchsichtig in der Mitte und nach außen immer dichter werdend, so dass ich deutlich

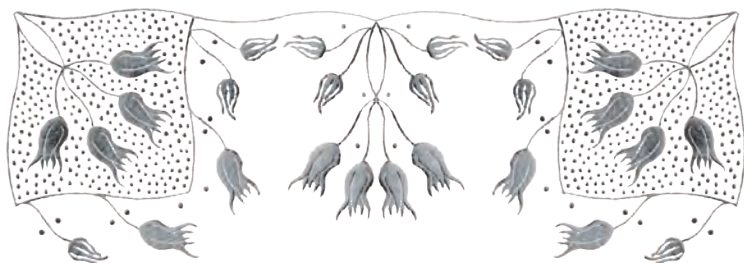




ihre Schreckensfinger vor dem Hintergrund des hellen Mondes erkennen konnte. Die Hand war in der Stellung einer Pranke, welche gleich auf ihr Opfer herabfahren wird. Das Gesicht des Unwesens zuckte auf grässlichste Weise hin und her, indem es unaufhörlich seine Dichte und damit die Durchlässigkeit des Mondlichts veränderte. Was für ein Gefühl sich dadurch bei mir einstellte, lässt sich nicht beschreiben, da es einen völlig neuen Sinneseindruck in mir hervorrief. Es war eine synästhetische Mischung aus einem scheußlichen Geruch, einem ganz und gar entsetzlichen Schmerz und einem furchtbaren Geräusch, was mir einen unsäglichen Druck in der Magengegend verursachte und meinen Leib fast zum Bersten brachte. Das bleiche Gesicht des Monsters hatte etwas morbides, leichenhaftes, da kein Lebenszeichen von ihm ausging. Sein grässlicher dunkler Mund war weit geöffnet und erinnerte mich an das, was ich über Vampire gelesen hatte. Doch das Scheußlichste waren seine Augen, zwar lebendig und dennoch völlig ohne Seele. Einzig eine maßlose Gier, eine nagende Gefräßigkeit, die den Fresser selbst verzehrt, loderte in ihnen. Sie schien die einzig treibende Kraft dieser grauenhaften Geistererscheinung zu sein. Einige Augenblicke lag

ich starr vor Schreck. Und ich war mir in diesem unheiligen Moment absolut sicher, diesen grässlichen Platz nie mehr in meinem Leben verlassen zu können. Doch da schob sich wie von rettender Hand erneut eine dichte Wolke vor den eiskalten Mond und befreite mich derart von dem lähmenden Blick des schrecklichen Ungeheuers. Mit allerletzter Kraft sprengte ich die Ketten meiner lähmenden Angst, sprang auf und rannte trotz völliger Dunkelheit in wilder Eile auf und davon. Nur fort von dieser Erscheinung, dachte ich. Nicht achtete ich mehr auf den Weg, entging oft nur um Haaresbreite dem Zusammenstoß mit einem Baum, dem Sturz in einen tiefen Graben.





V. Die Rettung

Große Regentropfen begannen gewaltig rauschend auf die Blätter zu klatschen und ein dumpfes Donnerrollen meldete sich knurrend in der Ferne. Kopflos lief ich immer weiter. Der Regen fiel schwerer und dichter, bis ihn das Laubwerk nicht mehr zu halten vermochte und er sich in wahren Sturzbächen auf die Erde ergoss. Nass bis auf die Haut gelangte ich endlich an einen stark angeschwollenen Bach, der reißend durch die Wälder schoss. Eine vage Hoffnung suggerierte mir, dass dies eine Grenze sei und ich auf der anderen Seite in Sicherheit vor meinem Verfolger wäre. Doch ein schreckliches Schnaufen hinter mir belehrte mich eines Besseren. So erklomm ich wie im Fluge eine steile Anhöhe, erreichte eine lichtere Stelle mit großen Bäumen aber ohne Buschwerk und blieb stehen. Alles war ruhig hinter mir. Hatte ich meinen Verfolger endlich abgehängt?

Gerade begann sich mein Geist ein wenig von den extremen Schrecken zu erholen, als plötzlich ein Blitz, oder vielmehr eine ganze Kavalkade aufeinanderfolgender Blitzen erneut den Schatten der schrecklichen Hand direkt vor mir

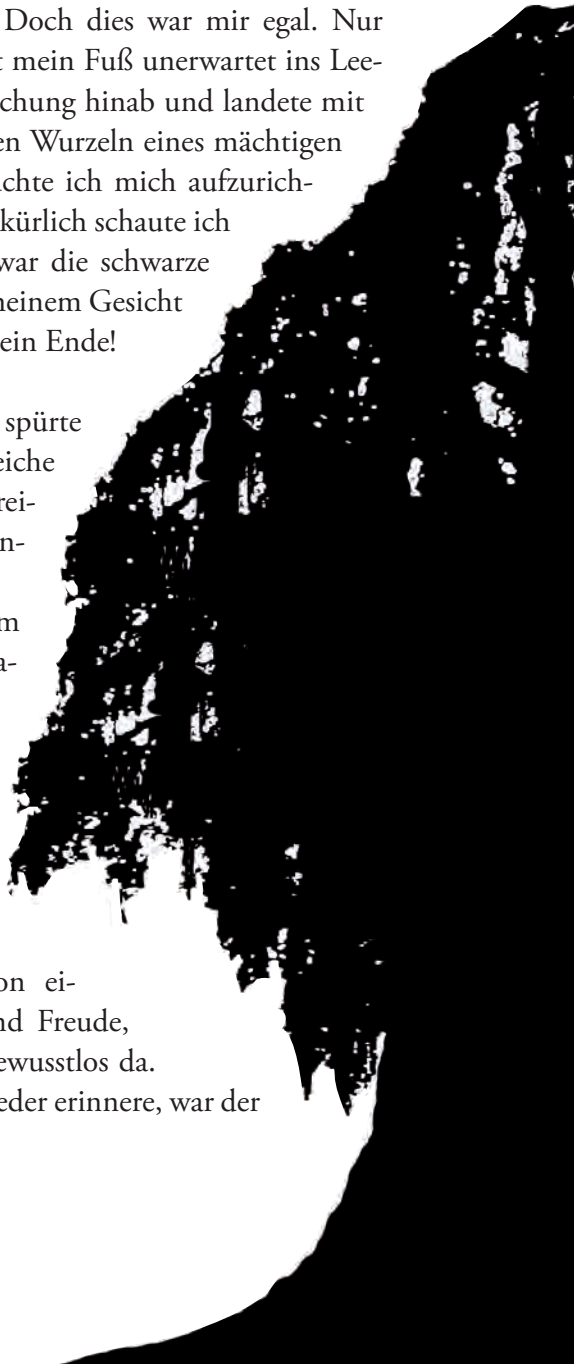


auf den Boden warf. Dem Wahnsinn nahe sprang ich auf, rannte in noch wilderer Hast durch den Wald, zerriss mir Haut, Haar und Kleidung. Doch dies war mir egal. Nur noch wenige Schritte, da trat mein Fuß unerwartet ins Leere. Ich stürzte eine steile Böschung hinab und landete mit einem heftigen Schlag auf den Wurzeln eines mächtigen Baumes. Halb betäubt versuchte ich mich aufzurichten. Doch vergeblich! Unwillkürlich schaute ich zurück. Alles, was ich sah, war die schwarze Hand nur einen Meter von meinem Gesicht entfernt. Oh weh, das war mein Ende!

Doch im selben Moment spürte ich plötzlich zwei große weiche Arme mich von hinten umgreifend. Und eine sanfte Frauenstimme wisperte:

„Hab keine Angst vor dem Kobold. Er wird es nicht wagen, Dir was anzutun.“

Als waren dies die erlösenden Zauberworte, wurde die Hand abrupt in einem grellen Feuerschweif zurückgezogen und der Unhold verschwand in der Dunkelheit. Überwältigt von einer Mischung aus Angst und Freude, lag ich einige Zeit nahezu bewusstlos da. Das erste, woran ich mich wieder erinnere, war der





Klang einer Stimme über mir, wohltönend, sanft und leise zugleich. Seltsam erinnerte sie mich an das sanfte Rauschen des Windes in den Blättern eines großen Baumes. Die Stimme murmelte wie in einem betörenden Singsang gefangen:

„Ich darf ihn lieben ..., ich darf ihn lieben ..., denn er ist ein Mensch, und ich eine Buche ...“

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich noch immer auf dem Boden lag, zweifellos in den weichen Armen einer Frau, die allerdings eine übermenschliche Größe zu besitzen schien. Verwundert wandte ich nur den Kopf nach ihr, um die heilsame Umarmung nicht zu stören. Ein paar wunderschöne, traurige Augen trafen die meinen. Auch wenn ich keine Details in der tiefen Dunkelheit zu erkennen vermochte, war ich doch zutiefst beeindruckt von ihrem wundersamen Anblick. Ihr Gesicht leuchtete betörend schön und ganz und gar feierlich in seiner sanften Stille.

Ein Ausdruck von tiefer Zufriedenheit und großer Erwartung lag zugleich in ihrem Blick. Ihre Größe überschritt in der Tat das menschliche Maß, doch nicht wesentlich.

„Warum nennst Du Dich eine Buche?“, fragte ich verwundert.

„Weil ich eine bin“, antwortete sie mit der gleichen leise murmelnden Stimme.

„Aber Du bist eine Frau!“